

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 22

Artikel: Freiburg im Breisgau
Autor: Koszella, Leo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

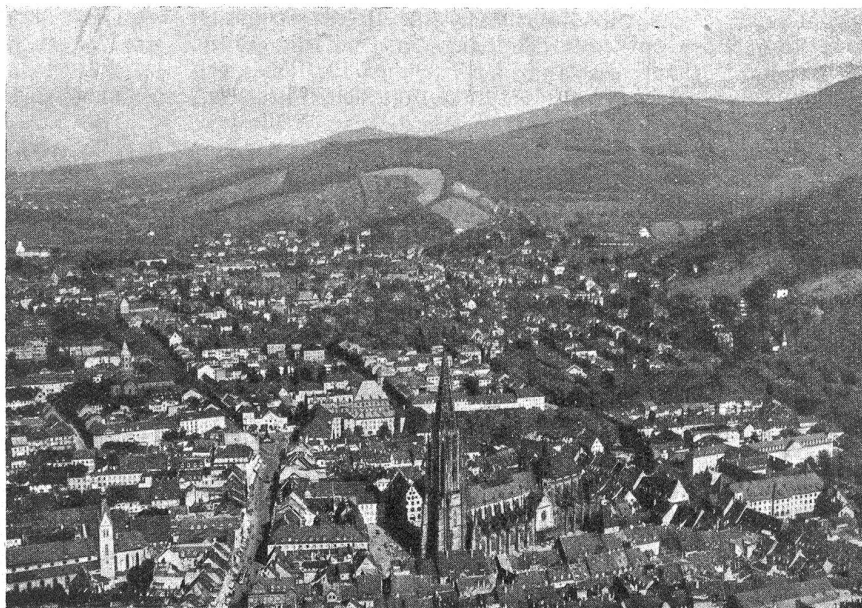
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

müssen. Mag das Urteil über das Buch dann ausfallen wie es wolle; für den wahrhaft Gläubigen ist das körperliche Bild des Menschgewordenen ohne besonderes Interesse. Seine religiöse Schau wird ihm schon ein Bild vermittelt haben und dieses Bild wird und muß für ihn immer authentischer bleiben als selbst eine „authentische Photographie“.

Abgesehen von den zugrundeliegenden chemischen Reaktionen, deren Möglichkeit zwar zugegeben werden muß, aber dennoch als Gewißheit nicht nachgeprüft werden kann, gestattet auch die Tatsache der Branderhitzung einige Zweifel, selbst wenn man die Tatsache, daß es sich wirklich um das wahre Leichentuch Christi handelt, ohne weiteres zugibt. Eine kritische Untersuchung des Gewebes, seiner technischen Herstellung wie seiner chemischen Art nach, wurde aber von den Verfassern versäumt und das wird sich ihrer Beweisführung immer entgegenhalten lassen. W. M a n.



Freiburg i. Br. Gesamtansicht.

Freiburg im Breisgau.

Von Dr. Leo Koszella.

Freiburg in der Stadt
Süßer ich's und glatt.
Reiche Herre, Geld und Guel,
Zumpfere wie Milch und Bluet,
Freiburg in der Stadt.
Peter Hebel.

Freiburg — Burg der Freien. Beide Freiburg, das im Breisgau und das im Aechtland, überkamen diesen Daseinszweck von ihren herzoglichen Gründern: das im Stammland der Zähringer 1120 vom Vater Konrad, das im burgundischen Rektorat 1178 vom Sohne Berchtold IV. Und 13 Jahre später erhielt die dritte Zähringerstadt, Bern, von seinem Gründer dieselbe Aufgabe zugewiesen. Freilich ließ der Enkel, Berchtold V., den dynastischen Neben- zweck schon deutlicher durchblicken. Aber gerade dieser lehte der mächtigen Zähringerherzöge — er dachte schon an die Königskrone — erfuhr die Wahrheit des Wortes: der Mensch denkt und Gott lenkt. Seine Söhne wurden ihm grausam getötet, sein Geschlecht erlosch, und die so klug als Machtstützpunkte gedachten Städte der Freien gingen ihre verschiedenen Schicksalswege. Freiburg im Breisgau kam schon 1218 an den Grafen von Urach, 150 Jahre später war es habsburgisch. Ähnlich ging es dem anderen Freiburg. Nur Bern erlangte die Reichsfreiheit nach dem Tode des letzten Zähringers. Und während das ältere Freiburg Amtshauptort blieb, das jüngere Mittelpunkt eines Kantons der freien Schweiz wurde, hat die Geschichte aus der Aarestadt eine einflußreiche Landeshauptstadt gemacht.

Trotz der unterschiedlichen historischen Entwicklung hat die deutsche Stadt mit den schweizerischen Schwesterstädten viele Züge gemeinsam. Von der gemeinsamen Jugend im frühen Mittelalter zeugen die malerischen Türme, die alten Häuser in winkligen Gassen und Gäßchen, die gotischen Gotteshäuser mit ihren himmelanstrebenden Türmen. Und wenn Bern und das schweizerische Freiburg Wasser umflossen, in Hügel eingebettet und mit herrlicher Alpenfern- sicht begabt sind, so schmiegt sich das nordische Freiburg an die tannendunklen Hügelrücken des Schwarzwaldes an, bewacht den Eingang ins romantische Höllental und hat von 269 Meter Meereshöhe aus den weiten Blick auf die fruchtbare oberrheinische Tiefebene hinab.

Freiburg i. Br. hat aber Eigenwerte genug, die es vor andern oberdeutschen Städten auszeichnen. Zu der aus- sichtsreichen Lage, zu der reizvollen Umgebung mit den rebengesäumten Hügelhängen, den nahen Aussichtsgipfeln wie Schauinsland, Feldberg und Belchen kommt eine feine Geistigkeit und Kultur, die sich ausdrückt in seinen zahl- reichen Bildungsanstalten, vorab in seiner reich ausgebauten Hochschule mit ihren 180 Dozenten und 3400 Studenten, in seinen zahlreichen Bibliotheken, in seinen Museen, seinen gelehrten und künstlerischen Gesellschaften, seinem hoch- stehenden Theater, seinen Konzertsälen, Lesehallen, seinen sozialen Instituten wie Universitätskliniken, Krankenhäusern, Diakonissenhaus, Waisenhaus usw. Freiburg i. Br. macht sich anheißig, ihren Besuchern Angenehmes und Nützliches zu bieten wie irgend eine andere deutsche Stadt. Ihr Ruf als Fremdenstadt ist im Aufstieg begriffen.

Der Schweizer, vorab der Berner, wird sich als Be- sucher dem fesselnden Eindruck des Münsters hingeben, dessen roter Sandstein ihn an das Basler Münster erinnert, dessen wunderbare Bauformen — es ist eine Verbindung romanischen und gotischen Stils — ihn aber auch an das Berner Münster denken läßt, dessen Vorbild er ja vor Augen hat. Nur ist dieser Kirchenbau im Neuern und Innern kunstreich gehalten, sein Turm, seine Tore, seine Pfeiler, Altäre, Kapellen sind überfüllt von Skulpturen aus der Blütezeit der Gotik. Bekanntlich ist das Freiburger Münster, begonnen um 1200, der einzige deutsche Dom, der im Mittelalter vollendet worden ist. Alle andern — das Berner Münster eingeschlossen — erlebten ihren Aus- bau erst z. T. in der Gegenwart. Man muß den Turm besteigen, um von hier aus die geniale Filigrantechnik go- tischer Bau- und Denkweise zu betrachten und zu bewundern, und man muß durch das feingliedrige und zerbrechliche Maß- werk der Fenster auf die Treppengiebel und Pultdächer und in die Höfe und weinumsponnenen Fenster der da unten ge- legenen Stadt schauen, um den ganzen Zauber dieses Bau- werkes auszuschöpfen.

Unten auf dem Münsterplatz stehen Kaufhaus, Korn- halle, erzbischöfliches Palais, jedes ein Zeuge eines andern Jahrhunderts, repräsentativ, malerisch und zusammen mit den anschließenden, altertümlichen Gäßchen und ihren interessanten alten Häusern ein in seinem kulturellen und künstlerischen Schwergewicht nur schwer zu überbietendes Stadtbild. Der gleiche Eindruck wiederholt sich am Franziskanerplatz, den

die gotische, St. Martin geweihte, älteste Kirche Freiburgs beherrscht. Altes und neues Rathaus, das einst für Kaiser Maximilian gebaute Falkensteinische „Zum Walsch“ genannte Haus, die enge Universitätsstraße, die alte Universität, der Petershof, das Absteigequartier der Aebte von St. Peter auf dem Schwarzwald: alle diese kostbaren Bauwerke verstärken den ursprünglichen Eindruck, daß sich Freiburg mit Recht zu den schönsten Städten Deutschlands zählen darf. Man wundert sich, daß so vieles so gut erhalten blieb, wenn man sich vor Augen hält, daß Freiburg 1632 und 1638 von den Schweden, 1644 von den Bayern und Oesterreichern, 1677 und 1744 von den Franzosen erobert wurde, wobei es jedesmal, vor allem aber 1744, hart mitgenommen wurde.

Wer mit der Höllentalbahn in das romantische Tal des Schwarzwaldes hinausfährt oder von einer der Höhen auf das liebliche Stadtbild hinunterschaut, der wird diese Eindrücke nicht vergessen, sondern gerne wieder als Gast nach Freiburg zurückkehren.

Bärndütsch my Muettersprach.

Plauderei von Frieda Brunner.

Gället, so lang me deheimen isch, dänkt me nie, oder emel sälte dra, was für ne Macht üsi Muettersprach inn sich het.

Erstcht we me furt isch, i der Frömdi, de facht me afa gspühre, wie feldt daß ds Härz und d'Muettersprach mitenand verwachse sy. Wär vo Bärn hunt, brucht nidemal über d'Schwyzergrenzen uus, numen uf Züri use oder uf Basel abe, so merkt er scho — jtz bini nümme ganz deheime; es fählt mer öppis.

Die heimelige Tön vo üsem Bärndütsch syn-es, won-is fähle! Das isch grad gnueg, für eim Härzweh z'mache. — Mir chöi-n-is zwar nid chlage, daß ander Lüt nid fründlech zuenis syge. Im Gägeteil, mir hei sogar es sichers Gfuehl, daß men-is überall guet lynde ma, ganz bsunders emel z'Basel unde. Was d'schuld isch dra, ob üsi Sprach oder üsi Art, i weis es nid, vielleicht grad beides. Aber eis isch sicher, öppis Liebers chan-üs i der Frömdi nid begägne, als wemer unerwartet ghöre bärndütsch rede!

Won-i vo Bärn uf Basel abe züglet bi, ischs mer im Afang niene wohl gfi als i mym neue Hei und i mym große, schöne Garten inne.

Dert hani Salat und Rüebli gsäht, ha Bohne gseht und Chöbli pflanzet, ganz glychlig wie mes z'Bärn o macht. I ha Blumebandelt, eis schöner weder ds andere zwägkünstlet, ha gsprikt und gjätk und mängisch vor luuter Yfer gar nümmech dra dänkt, daß i so halbers i der Frömdi bi. Aber wenn ig i d'Stadt ha müesse, für ga Ychäuf z'mache, so hets mi dunkt, i syg verlore, chuun daß i vorem Gartetor und uf der Straß uß gstande bi. Scho im Tram ds Rüefe vom Billeteur: „Billiee gefälight!“ het mi im Afang mängisch ganz erschlupft; de han-i natürlech sofort wieder a Bärn müesse dänke, wo d'Lüt so ganz en-andere Ton hei i ihrer Sprach. — — Aba, s' isch eifach d'Längizyt nam Bärndütsch gfi, wo mi so grüüfeli het chönne plage, die ersti Zyt hie z'Basel unde.

Baseldütsch isch doch o schön und ganz e syni Sprach — so han-i mi mängisch sälber wöllen-überrede; aber myni Ohre, die hei sich eifach gar nid chönne gwöhne dra. So fuurlig het das tönt, wenn d'Lüt um mi ume zsäme grebt hei; mängisch isch es mer fäsch chindlech vorchö, das schöne Baseldütsch und mängisch, bsunders wenns Herre grebt hei, fäsch chln affektiert. Item, i ha mi eifach lang nid chönne gwöhne dra. Verzieht mer, liebi Basler.

Sige ha-mi gwahnet an euch und a eui Sprach, aber i ha wäger es paar Zährli bruucht derzue. Dihr wüßets ja, Bärner sy langsam, aber si sy treu, und das isch doch o öppis wärt, oder?

Es soll Lüt gä, wo d'Muettersprach verlehren-i der Frömdi, aber wenn e Bärner hei hunt und wenn er zwängg Jahr lang wäri z'Hinterindie gfi, so facht er doch am erste Tag scho wieder afa bärndütsch rede; es hunt ihm ganz vo sälber. — — —

Obs wahr syg, het mi einisch öpper gfragt, daß es mänger-gattig Bärndütsch gäbi?

Ja ja, s' het öppis, aber dihr müekt dänke, üüse Heimattanton isch e so groß, daß Baselfstadt und Baseland mitenander sich verire chönnte drinne. — — D'Memmitalerbure zum Byspiel reden ruuch; d'Stadtbärner dervür syner; im Seeland chönne si guet flueche, seit me, aber im Oberland de fäsch besser singen als rede. Es isch sogar scho vorchö, daß ei Bärner der ander, zum Byspiel der Städter der Oberländer him erste Begägne nid so rächt verstande het. — — —

Won-i zerschtal am Haslibärg bi i de Ferie gfi, so han-i emel myni Ohre o no müesse spiße, bis daß i alls verstande ha, was die Lüt dert zsäme brichtet oder zu mir gseit hei. Won-i dert einisch e vierzgjähregi Zumpfere gfragt ha, wieso so wenig Chinder sygen im Dorf, het si mer prompt zur Antwort gä: „Joa, am Bärg hiiraten äben d'Kind und an der Gassen d'Chind!“ Das wott säge, daß d'Haslibärger mit hiirate warte, bis daß sie und är zsäme e gwüßi Anzahl Beh im Stall hei, oder besser gseit uf der Alp, aber z'Meiringe tüege si de dervür viel zjung, no fäsch als Chind hiirate. — — E Frau, wo uf der Matte Hanf usgsprietet het, han-i grüekt und se gfragt: „trochnet-er?“ Da git si mer zur Antwort: „Joa, wenn äsch oppen no chln schunnati“, das heißt: „Ja, wenn d'Sunne no chln schone tät“. — — Und en Aetti han-i ghört zum Muetti säge: „Mädi, gimmer grad eisch die älwen Schrümpf ahen mit dänen wjschen Naschen.“ Da het die alti Frau es Paar bruuni, schafwullegi Strümpf, wo vor am Spitz wñß sy aglismet gfi, vom Ofestangli abegnoh und se dem Aetti gä. Das sy die Stürmpf mit „dänen wjschen Naschen“ gfi. — — Wenn aber amene Gartezuun zwöi Haslibärgermeitschi bineander stande und öppis brichte, und s' hunt es Dritts verby, so fragts ganz sicher: „Heit er en Dorf?“

„Joa, hätten mir es Hüüs!“ gäbe die Andere zur Antwort. So rede si am Haslibärg.

Im Adalbode tönt es wieder ganz anders. Dert han-i einisch es Buebli, wo gar grüüfeli briegget het, gfragt: „Was hesh Chlyne, warum plääriß?“ „He, d'Schuelbüdeni schuehje mi ging un iis het mer der Fööfer gnoh!“ Also, d'Schuelchinder tüege ne genge stüpe und eis heig ihm es Fööf gnoh. Ja, füüf Rappe mer oder weniger im Hofesad cha son-es Buebli scho z'briegge mache. —

Im Adalbode säge si dem Chäs „Spys“. Das han-i gmerkt, won-i einisch mit-eme urchige Adalbodner am glyche Tisch g'ässe ha. Uf ds Mal gumppet ihm es Stückli Chäs ab der Gable-n-andere Tisch abe; är büdt sedh fürs ufzha und seit ganz troche: „Jtz isch mer grad en Schnäz Schpys underen Tisch ahi ghitt, aber es macht nyt, i frissen-en glych“. — I glaube, das bruuchen-i jtz nid no besser z'verbärndütsche, gället dihr heits verstande?

Aber z'Seltwald weis gwüß nid jede Stadtbärner so fort, was das soll heiße, wenn es Muetterli syz Chindli fragt: „Was muelischt ooch, hesh ds Houtelli agrüehrt?“ Das wott säge: warum brieggisch o, hesh ds Chöpfelli agschlage?

We-me vo oben-abo gäge Thun zue hunt, so merkt me gly, mi nachet Bärn; es wird da scho meh grebt als glunge.